Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 31

Artikel: Gedanken zum Ersten August

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-643261

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

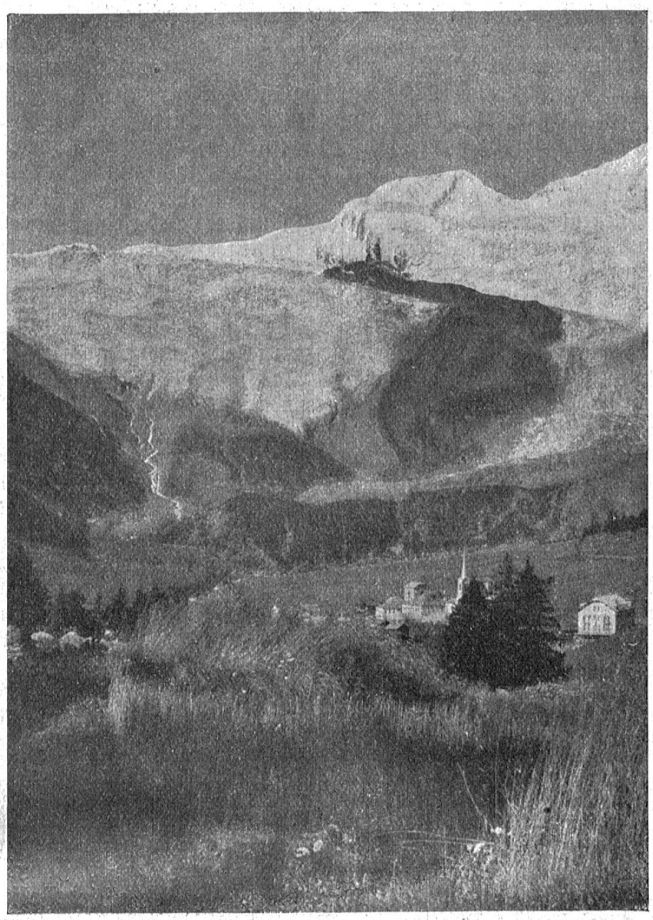
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Saas-See mit Seegletscher und Alphubel.

Saas-Fee.

Ein Blumenteppich, wundersam gewoben,
Umschlossen von der Berge weitem Kranz,
So liegst du, Saas-Fee, in der Schönheit Glanz
Auf hoher Warte, nah den Gletschern droben.

So friedlich ruhn auf deinen grünen Auen
Die braunen Hütten ringsumher zerstreut,
Ein Bild der Anmut und der Lieblichkeit,
Wohin das Auge immer nur mag schauen.

Hellgrüne Lärchen, dunkle Tannen säumen
Die Bergeshänge, ernsten Pilgern gleich.
Hoch von der Gletscher eisumschloss'nem Reich
Dem Tale zu die wilden Wasser schäumen.

Lawinen donnern von den Bergen nieder,
Sanft klingt der Herdenglocken Melodie.
Es einen sich in froher Harmonie
Der Winde Rauschen mit des Bergbachs Lieder.

Mein Saas-Fee du, hier möcht' ich immer wohnen,
Hier fänd mein Herze Frieden allezeit,
In deiner grünen Wälder Einsamkeit,
Auf deiner Berge firnbeglänzten Thronen.

O. Braun.

Gedanken zum Ersten August.

Wir feiern am ersten August die Geburtsstunde unseres Freistaates. Das Datum ist umstritten. In der lateinischen Urkunde des Ersten Bundesbriefes steht bloß: „Gegeben im Anfang August anno domini 1291"; man kann annehmen, es sei der Bundesschwur am 1. August 1291 geschehen; es könnte aber auch der 2. und 3. August gewesen sein. Daß der Bundesbrief von 1291 nicht das erste Bündnis der Urschweizer gewesen ist, kann aus diesem selbst gelesen werden. „Wir stiften keinen neuen Bund; ein uralt Bündnis ist's von Väterzeiten, das wir erneuern", läßt schon Schiller nach Aegidius Tschudi und Johannes Müller seinen Stauffacher sagen. Es ist also — genau genommen — nicht die Geburtsstunde der Eidgenossenschaft, die wir an unserem Nationalfest feiern, sondern der Taufakt: 1291 wurde das alte Bündnis erneuert und schriftlich formuliert. Aber es steht noch schlimmer. Nicht nur das Datum, sondern der Bundesbrief selbst wird in neuester Zeit von den Gelehrten angefochten. Sie haben herausgebracht, daß die Urkunde im Archiv zu Schwyz bis zum Jahr 1415 in der österreichischen Feste Baden verwahrt war; erst mit deren Eroberung kam sie in den Besitz der Eidgenossen. Und ein Dozent der Eidg. Technischen Hochschule, der Ungar Dr. Weizs, stellt nun sogar die Behauptung auf, unser sogenannter „Erster Bundesbrief" sei nichts mehr und nichts weniger als ein Bündnis der drei Waldstätte mit dem österreichischen Herzog. Zur Stunde ist die Frage, wie es um diese neue These der schweizerischen Geschichtsforschung steht, noch nicht abgeklärt. Die vor Jahresfrist in der „Neuen Zürich Zeitung" zwischen Dr. Weizs und Professor Karl Meyer geführte Polemik wurde abgebrochen im Hinblik auf das von Weizs in Aussicht gestellte Buch.

Für die Sache selbst ist dies ein müßiger Gelehrtenstreit. Das innere Wesen des Ersten August wird dadurch nicht berührt. Wir feiern an unserem Nationalfest unsere Freiheit, unsere Demokratie. Es ist die schweizerische Eigenart dieser Demokratie, daß sie nicht mit einem Revolutionsakt begonnen hat, sondern aus der Natur des Landes heraus entstanden ist. Den Beginn dieses Vorganges ergründen zu wollen, kann verglichen werden mit dem Forschen der Gelehrten nach dem Ursprung des Lebens. Sicher ist, daß an den matten-, wald- und felsenreichen Gestaden des Vierwaldstättersees die Entstehungs- und die Wachstumsbedingungen für ein freies Staatswesen so günstig waren, daß eben die junge Eidgenossenschaft dort entstehen konnte, ja entstehen mußte, trotz aller Hemmungen und Bedrohungen.

Doch diese Gedankengänge sind schon oft genug abgewandelt worden. Nicht die Entstehung unserer Demokratie steht heute zur Diskussion, sondern geradezu diese selbst. Es ist für Europa gar nicht so selbstverständlich, daß für die Völker die Selbstregierung die ideale Staatsform bedeutet. Der Fascismus, der sich zur Diktatur bekennt, macht heute Schule. Es gibt Politiker, die sogar Frankreich, das klassische Land der demokratischen Revolution, auf diesem Wege schreiten sehen. Die letzten politischen Vorgänge in Paris scheinen ihnen recht zu geben. Eduard Herriot wird vielleicht in der Geschichte einst als der letzte Anwalt der Demokratie am Vorabend der Diktatur gelten. Bemühend, fast tragisch war sein Abgang von der politischen Schaubühne. Mit eisigem Schweigen wurde sein bewegter Appell für die Rechte des Parlaments und des Volkes aufgenommen. Die Hüter dieser Rechte glaubten schon selbst nicht mehr an die Nützlichkeit der Demokratie und hatten sich innerlich schon von ihr ab- und dem Diktator zugewandt. Dieselbe Kammer, die wenige Tage vorher Caillaux wegen seiner Forderung nach Vollmachten abgelehnt, begrüßt heute Poincaré, den Mann der starken Hand, des kühlen Verstandes und der eisernen Notwendigkeiten. Die französische Diktatur wird kaum zur fascistischen Urform ausreifen, und Mussolini wird vermutlich Poincaré nie ans Bruderherz drücken, weil die politischen Ziele des nationalistischen Italiens die des nicht weniger nationalistisch fühlenden Frankreichs stark kollidieren. Aber der Duce hat immerhin die Genugtuung, daß sich wieder einmal seine These von der Unzulänglichkeit der demokratischen Staatsform bewahrheitet hat.

Es gibt sogar bei uns Anhänger dieser These. Ihnen, den schweizerischen Mussolinifreunden, aber auch denen, die ihren Blick nach Moskau gerichtet haben, möchten wir zurufen: Tut einmal die Augen auf! Vergleicht unsere Zustände mit denen des Auslandes! Urteilt dann, ob ihr tauschen wollt!

Ihr lest in den Zeitungen von der Not des französischen Volkes. Die Teuerung wächst dort täglich, ja stündlich. Ein Ministersturz genügt, um Panikstimmung zu wecken. So geschah es bei Herriots Sturz, daß wie bei uns in den ersten Augusttagen des Jahres 1914 unseligen Angedenkens die Banken gestürmt wurden; jedermann in Frankreich wollte seines Geldes habhaft werden, um es in Sachgütern anzulegen.

Was heute geschieht im Elsaß und in ganz Frankreich erinnert an die schlimmsten Tage der deutschen Inflation. Wer ein Kassabüchlein oder einen Schuldbrief in Händen hat, sucht sie zu liquidieren. Mit dem Gelde kauft er die Läden aus. Alles Mögliche und Unmögliche wird gehamstert und aufgestappelt; ganze Lebensmittel- und Möbelmagazine sind in Privatwohnungen angelegt; Bauern kaufen landwirtschaftliche Maschinen, ganze Tennen voll; aber auch Klaviere und Luxusautos, die sie später natürlich mit Verlust wieder verkaufen müssen. Aber lieber noch so, als alles durch den Frankenschwund verlieren. Schweren Tagen gehen die französischen Rentner entgegen: alle die Invaliden, die Kriegerwitwen und -waisen, die Greise und alten Mütterchen, die irgend ein kleines Zinslein zu verzehren haben. Heute ist das, was für das ganze Jahr bestimmt war, noch ein Monatsgeldlein, morgen langt es vielleicht bloß noch für 20 Tage, übermorgen für 15 oder 10 Tage. Und wie lange noch dauert es, bis die Jahresrente gerade noch zu einem kargen Frühstück reicht. Dann sind sie alle Bettler, die einst als zufriedene Rentner im stolzen Glücksgefühl der geleisteten Arbeit und der verdienten Ruhe sich aufs Altenteil zurückgezogen haben; Bettler, auf Almosen angewiesen, den Hungertod täglich vor den Augen. Wer kann die Not ermessen, die in diesen Tagen des Geldverfalles über große Teile des französischen Volkes hereinbricht!

Ihr sagt: „Daran ist eben die Demokratie, der Parlamentarismus schuld! Mussolini hat mit seiner starken Hand Italien vor dem gleichen Schicksale bewahrt!" Das stimmt zweifellos, wenn man sich mit der Tatsache abfindet, daß die internationale Finanz durch das Geld, das sich versagen kann, Frankreich zwingt, seinen Parlamentarismus und seine Volksrechte abzubauen, die Schuldverpflichtungen anzuerkennen und das Volk vermehrte Arbeit leisten zu lassen zur Abtragung dieser Schulden. Mussolini hat die Macht des internationalen Kapitals eher erkannt und anerkannt als die französischen Politiker und daraus die richtigen Konsequenzen gezogen. Auch das französische Volk wird sich vermehrte Arbeitszeit, Abbau der sozialen Einrichtungen, Einschränkung der politischen Rechte gefallen lassen müssen, wenn es aus Amerika und England Kredite zur Wiederaufrichtung seiner Valuta erlangen will.

Aber ist damit bewiesen, daß unsere schweizerische Politik den gleichen Weg der Rückbildung gehen müsse? Sollen wir etwa Zustände anstreben, wie sie in Italien oder andern Diktaturstaaten bestehen? Das wird kaum ein überzeugter Schweizer behaupten. Wer wollte bei uns die in Italien faktisch aufgehobenen wirtschaftlichen und politischen Freiheiten vermissen: die Handels- und Gewerbefreiheit, die Rede- und Preßfreiheit, das Versammlungs- und Vereinsrecht! Wer in Italien nicht fascistisch denkt und fühlt, hat kein Existenzrecht. Tausende von aufrechten charakterstarken Männern haben durch die fascistische Unduldsamkeit und Verfolgungssucht ihre Heimat verloren. In andern Diktaturstaaten steht es noch schlimmer. In der Türkei wurden die letzten Jungtürken, die nicht zu Kemal schwörten und die Rückkehr zur Verfassung verlangten, gehängt. In Spanien werden die Gegner Primos verbannt und mit Vermögensstrafen klein gemacht. Jede Existenz, die nicht auf Unterwürfigkeit und Regimetreue abstellt, ist in den Diktaturstaaten bedroht.

Nein, wir haben nicht den geringsten Grund, uns aus unserer Demokratie mit den Volksrechten, wie sie uns der Bundesstaat von 1848 gebracht hat, herauszusehnen. Wir müssen uns nur darüber klar sein, daß unsere Demokratie etwas Eigenes, Anderes ist als die anderer Nationen.

Einmal ist sie nicht in dem Maße geldbedingt wie etwa die Frankreichs. Bei uns gibt es keine Bergwerke, keine fruchtbaren Kornländer auszubeuten. Das Großkapital hat nur ganz geringe Wirkungsmöglichkeiten in unserem Ländchen, da aller Wirtschaftsbesitz in unzählige kleine Teile zerfällt, wie das eine jede Fliegeraufnahme unseres parzellierten Bodens augenfällig zeigt. Das kapitalistische Ausland läßt uns gewähren und mischt sich nicht in unsere Angelegenheiten, solange wir fleißig unsere Aeckerlein bebauen und termingerecht die Zinsen zahlen. Unsere Armut ist unser Schild.

Dann ist unsere Demokratie, sind unsere Staatseinrichtungen etwas, was aus der Natur unseres Bodens herausgewachsen ist. Die Schweizerfreiheit ist keine Importware, sie ist autochthones Gewächs. Was von außen kam, wurde assimiliert. Nicht umsonst bekennen wir uns zu dem doppelten Staatsprinzip Föderalismus und Zentralismus. Das eine wird durch das andere befruchtet. Wenn auf unserem Staatsbaume die zentralistischen Aeste zu hoch wachsen, so werden sie mit föderalistischen Schößlingen gepfropft und umgekehrt.

Die Schweizerdemokratie ist auf und zwischen Bergen gewachsen. Sie ist felsgründig und tiefwurzlig. Sie gehört zu uns wie die Wettertanne und die Alpenrosen zu unsern Alpenweiden. Sie lebt im Schweizerherzen wie das Heimweh nach diesen Dingen und die Liebe zum Vaterlande. In einem Bergland sind nicht nur die Sitten und Gebräuche stabiler als in einem weiten offenen Lande, sondern auch die politischen Formen sind dauerhafter, tiefer mit der Volksseele verwachsen.

Wir wissen ja, wie die Talschaften sich zum Bruderbunde zusammenfanden. Interessengemeinschaft hat Schicksalsgemeinschaft gebildet. Die 22 Kantone sind nicht nur in der Fabel Brüder einer Familie. Das Bild der Familie ist überhaupt das beste Bild für die schweizerische Volksgemeinschaft. Wie in die Bauernfamilie Jahr für Jahr ein Kleines hineinwächst, sich an seinen Platz am Tische setzt und sich da unter dem Schutze der elterlichen Liebe auch gegen den Neid der großen Geschwister behauptet, so kam durch Schicksalsfügung ein Kanton zum andern, wurde in den Bund aufgenommen, vielleicht nach schweren Kämpfen bis die Interessenharmonie hergestellt war, wuchs dann hinein in die gemeinsame Staatsaufgabe und ist nun mit dem Ganzen unlösbar verbunden.

Auf den Geist der gegenseitigen Duldung, der Respektierung der Eigenart des Andern, auf den Geist der Brüderlichkeit baut sich unsere Demokratie auf: Das gleiche Bild zeigt nicht bloß der Längsschnitt, sondern auch der Querschnitt durch unsere Volksgemeinschaft. Wir kennen keine Standesvorurteile, die Uebergänge von Besitz und Nichtbesitz, von reich und arm, von vornehm und gering, hoch und niedrig sind so mannigfaltig, die Einzelschicksale so verzahnt, daß sich keine Volksschichten mit dauerhaften Eigeninteressen bilden können. Die Klassenkampfparole hat bei uns einen schlechten Resonanzboden. Denn der Bauer von heute ist der Industriearbeiter von morgen, und dieser strebt wieder zurück zum Boden, in dem er mit seiner Seele wurzelt. Und Proletarierkinder werden zu Fabrikbesitzern und Gewerkschaftsführer zu Magistraten, und was die Jugend bekämpft, wird zur Ueberzeugung der Alten. So greift in der Schweizer Demokratie das Lebensrad des einen in das des andern, und der Antrieb des Ganzen heißt Arbeit und das Oel der Maschine Freiheit und gegenseitige Duldung.

Wenn dieses Jahr wiederum die Freudenfeuer flammen auf unseren Bergen und Hügeln, wenn die Kirchenglocken läuten und die Lieder erschallen, dann wollen wir uns bewußt sein, daß wir allen Grund haben, uns unserer schweizerischen Freiheit zu freuen. Dankbar für das eigene gütige Geschick gedenken wir der Not, der wirtschaftlichen und politischen, unserer Nachbarvölker und befolgen gerne die Mahnung unseres Gottfried Kellers: Achte jedes Mannes Vaterland, aber das Deinige liebe. -ch-